



Telemachos

Fachbrief über Patenschaften und Mentoring

- Ausgabe 02/Juli 2016 -

In dieser Ausgabe

1. [Editorial](#)
2. [Patenschaften? Mentoring?– Die Crux mit den Begriffen](#)
3. [Fünf Fragen an...Dr. Fabian Kosse](#)
4. [So wirkt's: "Making a Difference"](#)
5. [Was war: Der Durchbruch in den USA](#)
6. [Was kommt: Mentoring als Leitidee](#)
7. [Vorschau](#)
8. [Impressum](#)

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

400 Interessierte wollen den Telemachos lesen. Das ist allerhand, gemessen daran, dass wir für die erste Ausgabe keine große Werbung gemacht, sondern nur Netzwerkpartner/innen informiert haben.

Vielen Dank allen fürs Abonnieren des kostenlosen Fachbriefs! Vielleicht war es höchste Zeit, die Praxis mit wissenschaftlichen Erkenntnissen zusammenzuführen. Ihr Zuspruch soll uns Ansporn sein, um (bei knappen Ressourcen) von spannenden Ergebnissen und Debatten zu berichten.

Apropos: Danke auch für die ersten kritischen Rückmeldungen! Eine Studentin beklagte sich über unsere Verwendung der Begriffe "Mentoring" und "Patenschaften", das ginge hier bunt durcheinander, dabei gebe es doch substantielle Unterschiede. Ein eminent wichtiger Hinweis, der Anlass gibt, die „Crux

mit den Begriffen“ für unseren Rahmen zu (er)klären, unten gleich als Erstes. Der Zeitpunkt wird kommen, dass wir eine Dialogfunktion einbauen, um solche Diskussionen abzubilden. Zunächst sehen wir zu, dass wir Telemachos weiter auf die Beine helfen, und bitten heute um Aufmerksamkeit für das unten stehende Interview, in dem von einem Meilenstein in der Erforschung von Mentoring und Patenschaften berichtet wird.

Eine hoffentlich lohnenswerte Lektüre wünscht Ihnen das Telemachos-Team des Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V.

P.S.: Wir freuen uns über konstruktive Kritik und Feedback. Bitte nehmen Sie zu uns Kontakt auf über info@kipa-berlin.de.

Patenschaften? Mentoring? Die Crux mit den Begriffen

"Es gibt (noch) keine einheitlich geteilte inhaltliche Bestimmung der Begriffe, keine trennscharfen Unterscheidungen, die man allgemein voraussetzen kann."

Es gab in Deutschland schon diverse Versuche, die Begriffe näher zu bestimmen und zu unterscheiden. Eine Richtung war, es so zu trennen:

- Geht es darum, als Tandem einen Zweck zu verfolgen (Schulabschluss, Ausbildungsplatzsuche etc), dann ist es Mentoring.
- Stehen eher der Aufbau einer fürsorglichen langfristigen Beziehung und Freizeitaktivitäten im Mittelpunkt, ohne eng definiertes Ziel, dann lässt uns eher von Patenschaften sprechen.
- So ähnlich wie die Briten, die es so schön in "Mentoring" und "Befriending" aufgeteilt haben, aber auch betonen, dass es oft ineinander übergeht.

Nur: Schaut man in die Literatur und in die Praxis, geht es oft drunter und drüber. Nehmen wir das Beispiel "Balu und Du", von dem unten die Rede ist: "Balu und Du" nennt sich selbst Mentorenprogramm, obwohl es sich nach dem Verständnis vieler um (Freizeit-)Patenschaften handelt. Dito beim ebenfalls unten erwähnten Programm "Big Brother Big Sister" in den USA: Dort heißt alles Mentoring, und es wird eher nach Kontexten unterschieden, "community- oder school-based mentoring", wobei wir Ersteres eher Patenschaft nennen würden. Umgekehrt genauso: Es gibt viele (eigentlich Mentoring-)Projekte in Deutschland, die ihren Tandems eine Zweckbestimmung vorgeben, sich dann aber doch als Job- oder Schülerpatenschaften titulieren.

Unsere Schlussfolgerung daraus: Es gibt (noch) keine einheitlich geteilte inhaltliche Bestimmung der Begriffe, keine trennscharfen Unterscheidungen, die man allgemein voraussetzen kann. Solange das so ist und solange es das jeweilige Projekt, um das es geht, nicht zwingend macht, einzuschränken, schlagen wir vor: Wir halten Patenschaften und Mentoring hier in diesem Rahmen synonym. Die amerikanisch-sprachige Literatur kennt weit überwiegend nur den Begriff Mentoring. Daran passen wir uns an, sprechen einfachhaltshalber auch nur von Mentoring, aber bitten immer zu bedenken: In der Regel kann man auch Patenschaften darunter verstehen. Wir hoffen, Sie können mit diesem vorläufigen Vorgehen leben.

[nach oben](#)



Fünf Fragen an... Dr. Fabian Kosse

"Mentoring kann die Entwicklungslücke schließen."

Ob Mentoring wirkt oder nicht – für manche Wissenschaftler/innen lässt sich das erst beantworten, wenn Ergebnisse eines RCT vorliegen. Was sich dahinter verbirgt und was dies konkret für eine aktuelle Langzeitstudie zum Mentoringprogramm "Balu und Du" bedeutet, das erläutert Dr. Fabian Kosse im Interview. Zusammen mit Professor Armin Falk und weiteren Kolleg/innen vom Institut für angewandte Mikroökonomie an der Uni Bonn leistet er Historisches – zumindest arbeitet er an der ersten unabhängigen randomisierten kontrollierten Studie in Deutschland, die mit enormen Aufwand die langfristigen Wirkungen von Mentoring erforscht. Armin Falk, Leiter des genannten Instituts und derzeit öffentlich sehr gefragter Verhaltensökonom, hat diese Studie initiiert. Er gilt als ein Herausforderer seiner Zunft, weil er das klassische Modell des Homo oeconomicus überwinden will. Statt nur von einem Menschen auszugehen, der seinen Eigennutz maximiert, fragt man an seinem Institut auch nach sozialen Motiven und nach Faktoren wie Persönlichkeit, Altruismus



Telemachos: Herr Dr. Kosse, in der Regel sind es Psychologen/innen, Soziologen/innen oder Pädagogen/innen, die Mentoring-Programme für Kinder und Jugendliche erforschen. Was interessiert Sie als Ökonom daran?

Fabian Kosse: „Vor etwa zehn Jahren begann Professor James Heckman, späterer Nobelpreisträger für Statistik und Ökonometrie, eine Diskussion, die unserem Fach ein neues Forschungsfeld erschlossen hat. Sein Impuls war zu sagen: Wenn es so ist, dass sich individuelle Fähigkeiten auf dem Arbeitsmarkt auszahlen, dann ist es wichtig zu wissen, wie diese Fähigkeiten eigentlich entstehen. Die Ökonomie hat dazu noch wenig Einsichten, zugleich gibt es aber Konzepte, die wir anwenden können. Eltern, so unsere Perspektive, investieren genauso wie der Staat in die Fähigkeiten von Kindern, sie liefern einen Input in die 'Fähigkeiten-Produktionsfunktion' der Kinder.

Nun lässt sich natürlich darüber streiten, ökonomische Konzepte wie das der Produktionsfunktion auf menschliche Entwicklung anzuwenden, wie wir das tun. So oder so stellt sich aber die Frage, welche Investitionen zu einer guten Entwicklung der Persönlichkeit von Kindern sinnvoll beitragen. Was bewirken etwa Maßnahmen wie Mentoring, das mit einem oder einer Freiwilligen die sozialen Lebensumstände verändert? Und um diese Frage, was hilft und was nicht, wirklich verlässlich zu beantworten, wollten wir eine randomisierte kontrollierte Studie durchführen, in der englischen Abkürzung RCT, was für randomized controlled trial steht. Dieses Verfahren, das als Goldstandard unter

den Methoden gilt, wird bislang überwiegend in der Medizin angewandt, aber zunehmend auch von VerhaltensökonomInnen.“

Das führt zu der Frage: Wie sind Sie genau vorgegangen?

„Zuerst schrieben wir alle Familien mit Kindern im frühen Grundschulalter im Raum Köln und Bonn an und informierten sie über die Teilnahmemöglichkeit an der Studie und über das Mentorenprogramm. Mit 700 Familien, die sich beteiligen wollten und Interesse am Mentorenprogramm hatten, führten wir diverse spielerische Tests durch. So erfassten wir beispielsweise altruistisches Verhalten, eine wichtige Dimension sozialer Fähigkeiten, indem wir die Kinder das so genannte Diktator-Spiel spielen ließen (siehe dazu die Beschreibung in einem Artikel der Süddeutschen Zeitung [hier](#), Die Red.).

Nach dieser ersten Messung wurden zwei Gruppen gebildet – mit einem Zufallsgenerator. Der entschied darüber, welches Kind einen Mentor oder eine Mentorin bekommt und welches nicht. 200 Familien, die so der Gruppe mit Mentor zugelost wurden, leiteten wir im Jahr 2011 an 'Balu und Du' weiter, damit sie Mentoren vermittelt bekommen. Die anderen, die ohne Mentor bleiben sollten, nahmen wir als Kontrollgruppe in die Studie auf.

Nach einem Jahr, in dem die eine Gruppe der Kinder von einem Freiwilligen begleitet worden war, luden wir erneut alle 700 beteiligten Familien ein – wieder für die gleichen Tests, wieder für die gleichen Befragungen wie ein Jahr zuvor. Und dann nach zwei weiteren Jahren die gleiche Prozedur erneut – und so lange die Testpersonen mitmachen, werden wir das auch noch oft wiederholen.

Das Besondere an diesem Forschungsdesign: Indem wir dann die jeweiligen Ergebnisse vergleichen, wird es möglich, die Unterschiede zwischen der Gruppe mit und der Gruppe ohne Mentoring festzustellen. Die Effekte, auch die langfristigen, lassen sich so dem Programm kausal zuordnen. Hätten wir ohne Zufallsauswahl geforscht, hätte man die Effekte immer auch auf andere Faktoren zurückführen können. Etwa auf den Umstand, dass bei dem Programm nur die ohnehin schon 'guten' Kinder teilnehmen würden.“

Was sind, kurz gesagt, die ersten Ergebnisse – und welches davon hat Sie besonders beeindruckt?

„Das Grundschulalter scheint eine kritische Phase zu sein. Am Anfang unserer Studie sind die meist siebenjährigen Kinder, was ihre soziale Fähigkeiten angeht, die wir untersucht haben, alle auf einem ähnlichen Niveau. Binnen zweier Lebensjahre entsteht dann eine Lücke: Die sozialen Kompetenzen von Kindern aus bildungsnahen Familien entwickeln sich stärker als bei denen aus bildungsfernen Familien. Es sei denn, ihnen wurde eine Mentorin oder ein

Mentor zur Seite gestellt. Dann bauen Kinder aus bildungsfernen Familien ihre sozialen Fähigkeiten ähnlich aus wie in der Gruppe der bildungsnahen ohne Mentor.

Damit haben wir gezeigt: Mentoring im Grundschulalter beeinflusst die Entwicklung von Kindern in Bezug auf soziale Fähigkeiten positiv. Ein Resultat, das an sich schon beachtlich ist. Immerhin leben die Kinder tagaus tagein im gleichen Umfeld, die Mentorin oder der Mentor verbringt ja nur etwa dreißig Mal im Jahr einen Nachmittag mit ihnen.

Noch beeindruckender aber fand ich das, was wir die Persistenz des Effekts nennen: Auch zwei Jahre, nachdem die Begleitung durch den Mentor beendet ist, verfügen die am Mentoring beteiligten Kinder immer noch über höhere soziale Fähigkeiten, verglichen mit Gleichaltrigen mit dem gleichen Bildungshintergrund. Erstaunlich: Eine temporäre Änderung des Lebensumfeldes genügt, um Kinder auf eine neue Entwicklungsstufe zu bringen. Man kann sagen, Mentoring leistet so einen Beitrag, auch um spätere soziale Unterschiede zu verringern.“

Diese ersten Ergebnisse im Blick: Können und wollen Sie daraus Empfehlungen an Politik und Gesellschaft ableiten?

„Als Wissenschaftler halten wir uns da zurück, wir selbst wollen keine Politik machen. Aber wir können sicher sagen: Die Entwicklungsunterschiede bei Kindern, die sich aus dem Bildungshintergrund des Elternhauses ergeben, sind kein Naturgesetz. Wenn die Politik sagt, diese Unterschiede sind unerwünscht, dann können wir mit Mentoring auf ein Instrument verweisen, das dazu beiträgt, diese Lücke zu schließen. Indem man das soziale Umfeld mit einem Mentor beeinflusst, lässt sich die Entwicklung ihrer sozialen Fähigkeiten fördern. Wer möchte, kann also dafür etwas tun. Wobei man natürlich ergänzen muss: Soziale Ungleichheit hat zahlreiche Ursachen. Viele davon kann eine Mentorin oder ein Mentor nicht wettmachen.“

Ihre Studie wird nicht nur das soziale Verhalten, sondern auch noch andere Bereiche ins Auge fassen. Können wir weitere Erkenntnisse erwarten?

„Ja, in jedem Fall. Nur müssen wir noch um etwas Geduld bitten. Die Ökonomie ist traditionell sehr langsam, was den Publikationsprozess angeht. Manchmal dauert es drei Jahre, bis ein Artikel in den angesehenen Zeitschriften erscheint – dort, wo alle Ökonomen ihre Ergebnisse gerne veröffentlichen.

So viel kann ich aber schon verraten: Auf eine lange Zeit angelegt, wollen wir mit der Studie den weiteren Bildungsweg der Kinder verfolgen. Hier weiß man bereits: Bei den Übergängen zwischen Schulformen hängt vieles von der Mutter ab. Hat sie Abitur, so lässt sich sagen, wird meist auch ihr Kind diesen

Abschluss erreichen; ging sie nicht auf das Gymnasium, wird das wahrscheinlich auch ihr Kind nicht tun. Unsere Resultate weisen nun darauf hin, dass die Wahrscheinlichkeit, auf das Gymnasium zu gehen, obwohl die Mutter kein Abitur hat, für Kinder größer ist, wenn sie an 'Balu und Du' teilgenommen haben. Wie sich das genau entwickelt und warum, das werden wir noch genauer beobachten.“

[nach oben](#)

Quellen:

Zum Weiterlesen: Die erste Veröffentlichung mit dem Titel „The Formation of Prosociality: Causal Evidence on the Role of Social Environment“ ist im April 2016 als IZA Discussion paper erschienen und hier online einsehbar

<http://ftp.iza.org/dp9861.pdf>.

Zum Hören: Armin Falk stellte die Ergebnisse und sein Forschungsinteresse im Deutschlandfunk vor. Der knapp siebenminütige Beitrag „Wie Kinder sozialer werden“ ist noch bis 26. August hier im Archiv anzuhören, http://ondemand-mp3.dradio.de/file/dradio/2016/02/18/dlf_20160218_2036_0e8e65f5.mp3.



Was war: Aus der Geschichte des Mentorings

"Vorläufer gibt es immer. Gut, darüber zu wissen, denn Mentoring ist keine Mode, sondern tief verankert in der Menschheitsgeschichte."

Der Durchbruch in den USA: Die einflussreiche RCT-Studie von 1995

Wohl kaum eine andere Studie über Mentoring hat solche Wellen geschlagen wie die, die im Jahr 1995 unter dem Titel „Making A Difference“ erschien. Unter der Lupe: "Big Brother Big Sister America (BBBSA)", das schon damals mit Abstand größte und bekannteste Mentoringprogramm in den USA. Rasant machten die Ergebnisse dort die Runde, mobilisierten die Öffentlichkeit ebenso wie Staat und Wirtschaft. Mit dem Effekt, dass kräftig gefördert wurde: Ein

Jahrzehnt nach Veröffentlichung der Untersuchung war BBBSA etwa um das Dreifache gewachsen.

Warum diese starke Reaktion? Zum einen, weil die Studie den "ersten großen" Beweis der Wirksamkeit lieferte, da ebenfalls mit einem randomised controlled trial gearbeitet wurde, wie in der oben im Interview beschriebenen Studie. Umso beeindruckender die Resultate, die positive Entwicklungen bei Mentees aufzeigten. Entwicklungen, die zum Erstaunen vieler auch in den "harten" Bereichen wie schulischem Verhalten oder Drogengebrauch zu finden waren (zu den Ergebnissen im Einzelnen, siehe unten).

Um aber die enorme Resonanz in den USA, zuweilen als Mutterland des organisierten Mentorings beschrieben, zu verstehen, muss man sich zum anderen die besondere gesellschaftliche Ausgangslage vergegenwärtigen; so argumentiert zumindest Gary Walker in seinem Artikel über "Youth Mentoring and Public Policy" im "Handbook of Youth Mentoring" von 2005. Mentoring, sagt Walker, der als Vorstand eines Think Tanks für den sozialen Sektor auch daran beteiligt war, die vorgestellte BBBSA-Studie zu finanzieren, stand in den 90er Jahren ohnehin schon weit vorn. Jedem und jeder erschien es als sinnvolle Sache. Mit BBBSA gab es auch schon einen Akteur, der allseits bekannt und respektiert war. Zudem fügte sich Mentoring nahtlos ein in zentrale Werte des Landes wie Individualismus und Skepsis gegenüber staatlichen Angeboten.

Aber besonders entscheidend damals: die Stimmung gegenüber sozialen Diensten überhaupt. Evaluationen hatten deren Wirksamkeit angeblich als dürftig beschrieben. Enttäuscht darüber, fiel ein (vermeintlich) einfaches Instrument wie Mentoring auf fruchtbaren Boden. Erst recht, weil viele politische Akteure ohnehin das Ende der Ära des „Big Government“ ausgerufen hatten. Je mehr die Bürger/innen sich selbst halfen, so die Idee, umso besser. Doch wie ging die Geschichte dann weiter? Wurde Mentoring in den USA in der folgenden Zeit ein etablierter Teil der Sozialpolitik? Jein, sagt Gary Walker:

- Nein, weil es an den großen Säulen der Sozialpolitik, mit ihrer Orientierung auf ein Minimum an sozialer Unterstützung, nichts geändert hat.
- Ja, weil Mentoring als Förderinstrument in vielen Bereichen der Gesetzgebung mitgedacht, in manchen Staaten wie New York auch stark mitfinanziert und, so ließe sich ergänzen, inzwischen von allen Präsidenten mit Aufmerksamkeit und entsprechendem Pathos bedacht wird.
- Und schließlich wurde Mentoring zu einem anerkannten Instrument, weil es viele private Unterstützer hat, bei Bürgern wie bei Stiftungen und

anderen Organisationen.

Deshalb bilanziert Walker: „The very fact that mentoring came to public policy with such strong and varied support from private institutions and individuals makes it likely that its presence on the agenda will not be fleeting.“

[nach oben](#)

Quellen:

Der erwähnte Artikel von Gary Walker in der Erstausgabe von 2005 des „Handbook of Youth Mentoring“ ist leicht verändert auch online erschienen, hier:

www.ppv.issuelab.org/resource/mentoring_policy_and_politics.



So wirkt's: Vielfältige Effekte, vielschichtige Erklärungsansätze

Beziehungen prägen, klar. Aber wie genau Mentor/innen die Entwicklung junger Menschen positiv beeinflussen, ist nicht leicht zu verstehen und schwer nachzuweisen. Die Wissenschaft hilft weiter.

"Making a Difference": Verheißungsvolle Ergebnisse, notwendige Korrekturen

"Making a Difference": Schon der Name der Studie über "Big Brother Big Sister", von der eben die Rede war, deutet die beachtlichen Ergebnisse an. Zunächst aber ein Blick auf das Design der Untersuchung – was immer ein bisschen Mühe macht, aber für die Einordnung entscheidend ist:

Ähnlich wie bei der Studie über "Balu und Du", die oben im Interview vorgestellt wird, arbeitete man mit Zufallsauswahl, Kontrollgruppe und einer Erhebung vor und nach der Maßnahme. Über 1100 junge Menschen im Alter zwischen 10

und 16 Jahren nahmen teil. Alle hatte sich bei BBBS angemeldet, allen wurden Fragebogen vorgelegt, in denen sie selbst über ihr Problemverhalten, ihre schulischen Leistungen, sozialen Beziehungen und ihr Selbstbild Auskunft gaben. Und dann das Gleiche nochmal 18 Monate später, nachdem die eine Gruppe sich ein Jahr lang etwa drei Mal im Monat mit ihrem Mentor getroffen hatte, während die Kontrollgruppe in dieser Zeit weiter auf der Warteliste stand.

Jetzt aber: Worin lag nun der Unterschied, den die Mentorinnen und Mentoren machten? Die "Little Brothers" und die "Little Sisters", wie die Mentees bezeichnet werden, hatten verglichen mit jenen Kindern auf der Warteliste...:

- eine um 46% geringere Wahrscheinlichkeit, dass sie beginnen, Drogen zu nehmen.
- eine um 27% geringere Wahrscheinlichkeit, dass sie beginnen, Alkohol zu trinken.
- eine um 52% geringere Wahrscheinlichkeit, dass sie die Schule abbrechen.
- eine um 33% geringere Wahrscheinlichkeit, dass sie gewalttätig werden.

Ebenfalls erwiesen: Die Mentees zeigten in der Schule bessere Leistungen und ihre Beziehungen zu Familie und Gleichaltrigen waren besser als bei den Kindern in der Kontrollgruppe.

Wie es sich für den wissenschaftlichen Diskurs gehört, ließ Kritik an der Studie nicht lange auf sich warten. Die Datensätze wurden anschließend auch anderen Forschenden zur Verfügung gestellt, die daraus weitere Schlüsse zogen.

Ein zentraler Einspruch, den z.B. Jean Rhodes in ihrem Buch „Stand by me“ formulierte, bezog sich allerdings weniger auf die Studie als auf die Vermittlung der Ergebnisse in den Medien: Dort wurde oft der Eindruck erweckt, das Verhalten der einzelnen Mentees habe sich verbessert. In dem Sinne, dass sie nach dem Mentoring weniger Drogen nehmen, sich weniger schlagen würden als vorher. Das mag im Einzelfall so gewesen sein, war aber dennoch ein weitreichendes Missverständnis: Die gemessenen Unterschiede ergaben sich nicht im Vergleich zum eigenen Verhalten am Anfang der Studie, sondern in Relation zur Kontrollgruppe.

Dazu muss man bedenken: Bei allen Probanden zeigte sich im Untersuchungszeitraum eine Zunahme etwa beim Problemverhalten. Ein alterstypisches Phänomen, denn dass Teenager sich risikoreicher zeigen und vieles instabil ist, gehört zu dieser Lebensphase dazu. Aber bei denen, die einen Mentor an der Seite hatten, nahm das Problemverhalten nicht in dem Umfang zu wie in der Kontrollgruppe. Für Jean Rhodes war damit jedenfalls bewiesen: Mentoring hat das Potenzial, diese oftmals ins Destruktive

ausschlagenden Verhaltensweisen abzumildern.

Nutzen wir an dieser Stelle die Gelegenheit, auf zwei Wirkungsweisen einer sozialen Intervention hinzuweisen, die in der Forschung unterschieden werden.

- Kann eine Intervention die Entstehung eines Defizits im Vorhinein verhindern, dann spricht man von Prävention.
- Wenn sie negative Zustände zum Positiven zu wenden vermag, lässt sich von Kompensation reden.

Vor dem Hintergrund der bisher berichteten Wirkungen könnte man vermuten, Mentoring wirke in beide Richtungen, sowohl präventiv als auch kompensatorisch. Tatsächlich bestätigt eine Meta-Analyse von 2011, die einen Überblick über 73 unabhängige Evaluationen gibt und die schon im ersten Fachbrief erwähnt wurde: „Mentoring as an intervention strategy has the capacity to serve both promotion and prevention aims.“ (S. 57) Für eine vergleichsweise wenig aufwändige Intervention sei das eine besondere Qualität, heißt es dort.

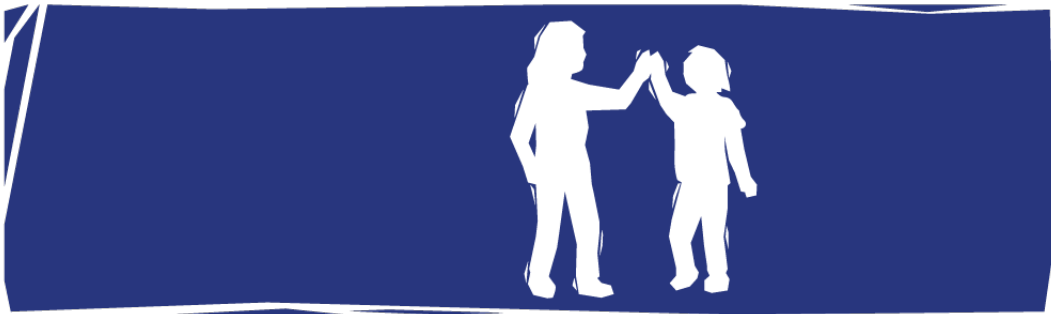
Was eine Meta-Analyse ist? Wer auch das nach so viel Methodik wissen will: Eine Meta-Analyse ist ein statistisches Verfahren, dem eine hohe Aussagekraft zuerkannt wird. Denn es führt Einzeluntersuchungen zu einem Thema zusammen und versucht, aus deren Resultaten ein Gesamtergebnis abzuleiten. Viele der Einsichten, über die demnächst hier berichtet wird, sind Meta-Analysen zu verdanken.

[nach oben](#)

Quellen:

Für die Ergebnisse der BBBSA-Studie „Making a difference“ von Joseph P. Tierney, Jean Baldwin Grossman, Nancy L. Resch siehe www.bbbs.org und www.ppv.issuelab.org/resource/making_a_difference_an_impact_study_of_big_brothers_big_sisters_re_issue_of_1995_study.

Die erwähnte Meta-Analyse stammt u.a. von David DuBois und Jean Rhodes, erschienen 2011 unter dem Titel „How Effective are Mentoring-Programs: A Systematic Assessment of the Evidence“, einsehbar über diesen Link: <http://www.mpmn.org/Files/DuBoisPortilloRhodesSilverthornValentine2011.pdf>.



Was kommt: Aktuelle Entwicklungen und Innovationen

Soziale Praxis lebt von Weiterentwicklung, von Antworten auf neue Herausforderungen. Hier ist Platz für innovative Formen und Ideen zu Mentoring.

Mentoring als Leitidee für die Förderung von jungen Menschen

15 Millionen! So viele Kinder und Jugendliche in den USA bräuchten Mentoring. Das besagte im Jahr 2005 ein Gutachten des dortigen Fachverbands Mentor, der dieses Defizit auch gleich prägnant benennt – als „mentoring gap“. Eine Lücke, die entsteht, weil es nicht genügend Mentorinnen und Mentoren gibt. Nur etwa drei Millionen US-Amerikaner/innen engagieren sich derzeit in dieser Rolle.

Bloß, woher noch mehr Freiwillige nehmen? Das fragt sich der bereits zitierte Gary Walker im erwähnten Aufsatz von 2005, um auf die natürlichen Grenzen des Ansatzes zu verweisen. Begrenzt sei Mentoring, zumindest wenn es eine Sache von Projekten und Programmen sein soll, für die man Freiwillige finden muss. Trotz vieler Jahrzehnte schwerer Arbeit sei nicht davon auszugehen, dass man all diese jungen Menschen mit Mentoren/innen versorgen könne (zumal der/ die einzelne US-Bürger/in dafür im Jahr drei Arbeitswochen aufwenden müsse – und das bei einer Jahresarbeitszeit, die bei Amerikanern/innen neun Wochen über dem Durchschnitt der Erwerbstätigen in Deutschland liege). Außerdem könne ein Freiwilliger oder eine Freiwillige niemals das ganze Spektrum der Bedarfe eines jungen Menschen abdecken. So gesehen bewertet Gary Walker ehrenamtliches Mentoring als wichtigen Lösungsansatz, der aber auch im Rahmen von betreuten Programmen quantitativ auf seine Grenzen stößt.

Die Potenziale des Mentorings – etwa die enorme Kraft, Hoffnung und Zuversicht, die nicht-verwandte Erwachsene spenden können – , will er auch anders nutzen. Er lädt dazu ein, Mentoring quasi als Leitidee zu verstehen. Sie

solle in allen Feldern aufgegriffen werden, in denen junge Menschen ihre Zeit verbringen, sei es in der Schule, in der Ausbildung etc. Sein Tenor:

„Inject the lessons of mentoring into the training of all professions that work with youth.“

Weniger relevant sei demzufolge, von wem die Mentoring-Funktion ausgeübt werde. Denn, so spielt Gary Walker an auf die Disney-Geschichte, die auch bei 'Balu und Du' Pate stand: Der junge Bär kannte ja auch nicht die Abstammung oder den Ruf des älteren Bären, der ihn aufnahm; „he just needed an older bear who cared...“.

In den Ohren vieler sozialer Professionen in Deutschland ist das vielleicht kein neuer Gedanke. Aber spannend bleibt er, wenn man daraus entnimmt: Die Arbeit vieler Professioneller (Lehrer/innen, Ausbilder/innen etc.) sollte in einer tandemfreundlichen Gesellschaft so gestaltet sein, dass noch genügend Zeit bleibt – Zeit für den Aufbau und die Pflege einer zumindest beiläufig sorgenden Beziehung zu einem Kind oder Jugendlichen.

Quellen:

Der Artikel von Gary Walker "Mentoring and Public Policy", zunächst in der Erstausgabe von 2005 des "Handbook of Youth Mentoring", ist leicht verändert auch online erschienen, hier: www.ppv.issuelab.org/resource/mentoring_policy_and_politics.



Last but not least

„Although mentoring programs have traditionally matched youth with adult volunteers from the larger community, more recent approaches to mentoring – such as group mentoring and family mentoring – may be especially beneficial for refugee youth.“

So heißt es in einer Publikation der australischen Organisation "Bridging

Refugee Youth and Children's Services", die auf Beiträge von Dr. Dina Birman zurückgeht. Welche Einsichten und Annahmen zu dieser Schlussfolgerung führen, das wird der nächste Telemachos erläutern, in der Ausgabe Anfang September, die sich ausführlich mit Mentoring und Patenschaften für geflüchtete Kinder und Jugendliche beschäftigt.

Impressum

Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V.,
Fehmarner Str. 12, 13353 Berlin
Tel.: 030 22 06 35 26, Mobil: 0172 599 43 48,
Mail: info@kipa-berlin.de
www.kipa-berlin.de

Vorstand: Laura Bauer, Dr. Kerstin Falk, Florian Stenzel
Vereinsregisternummer: VR 31514
Steuernummer: 27/673/53968

Text: Bernd Schüler
Redaktion: Bernd Schüler, Gloria Amoruso, Florian Stenzel

Grafiken: Eva Lisette Zahneissen, mail@edelconfetti.de

Der Fachbrief "Telemachos" wird über die "Aktion Zusammen wachsen" des Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben in Köln finanziert.



[nach oben](#)

